Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 116 (2022)
Heft: 12

Artikel: Alle balancieren alles
Autor: Vogt, Laura / Weber, Julia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008180

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alle balancieren alles

Laura Vogt und Julia Weber

Macht zu viel oder zu wenig schreiben unruhig? Warum kleben Kinderhände immer, und wann ist man als Mutter «genug»? Die beiden Autorinnen Laura Vogt und Julia Weber sprechen in einem Briefwechsel über die Balanceakte als Mütter und Schriftstellerinnen.

Liebe Laura

Heute beginne ich mit meinem Brief an dich, und ich freue mich. Ich erinnere mich an die letzte Situation, in der wir uns sahen, geredet haben wir nicht viel, das war in Solothurn, wir haben nebeneinandersitzend unsere Füsse in die Aare gehalten. Eine Ente schwamm vor uns.

Ich habe darüber nachgedacht, wo ich mich in meinem Schreiben gerade befinde, um dir davon zu erzählen. Und wo in meiner Mutterschaft.

Mein Schreiben ist ein Treppenhaus in einem grossen Bürogebäude, in dem ich stehe und ein bestimmtes Zimmer suche, um einen Antrag einzureichen, von dem ich nicht mehr weiss, was er eigentlich beantragt, und ich denke, das kommt davon, dass ich nun schon seit zwei Monaten, seit ich hier in Olevano Romano angekommen bin, nicht mehr mit den Gedanken an ein Aussen geschrieben habe. Ich habe in mich hineingeschrieben, geschaut, gehört, habe ein bisschen gesummt und «hallo?» gerufen, dann wieder in meinem eigenen Buch gelesen, um mich an dieses intensive Gefühl, diese Notwendigkeit des Formulierens zu erinnern, und habe auch das vielfache Grün vor meinem Fenster betrachtet, habe italienische Worte geübt, *barcollante* heisst schwankend. Heute früh, im Atelier sitzend, habe ich auch über mein Muttersein nachgedacht und darüber, wie stark meine Unruhe, die ich habe, wenn ich lange mit den Kindern bin, daher kommt, dass ich meine Kunst vermisse, und wie sehr meine Unruhe davon ausgelöst wird, dass diese Tätigkeit gesellschaftlich keinen grossen Wert hat.

Und der Wert der Carearbeit ist einer, ein weiterer ist der Wert der eigenen Arbeit, der Kunst, die wir machen, auf den Markt bezogen. Wie oft schon habe ich mich daran erinnert, dass ich nicht schreibe, um Erfolg zu haben, dass ich schreibe, um davon leben zu können, ja, aber vor allem, weil es darin Momente gibt, in denen ich das Gefühl habe, alles verstanden zu haben, und eine Ruhe und Konzentration sich ergeben, die mich beinahe Baum werden lassen, und die Freude, eine Formulierung gefunden zu haben, vielleicht bin ich eine Forscherin in der Sprache und habe für ein Gefühl eine Bezeichnung gefunden. Vielleicht können von nun an Menschen zu einem anderen Menschen sagen, du, ich bin so traurig wie ein lange in der Sonne liegendes Butterbrot, und die Butter ist schon ganz gelb und stinkt auch ein bisschen, bitte nimm mich trotzdem in den Arm oder gerade darum, und vielleicht nimmt jemand dann jemanden in den Arm, und dann nützt das alles etwas.

So weit meine Gedanken, die ich dir sende. Und nun schaue ich weiter aus dem Fenster in das viele Grün.

Gestern habe ich auf der Dorfstrasse einen Dachs gesehen, er trottete dahin und war sehr sauber.

Kugel heisst auf Italienisch *pallina*.

Ich hoffe sehr, es geht dir gut.
Und ich grüsse dich ganz herzlich.
Julia

Liebe Julia

Danke für deinen Brief, der so vieles auftut, dass ich mich am liebsten gleich mit dir verabreden würde, um lange zu reden. Aber du bist in Italien und ich hier in meinem St. Galler Atelier und im Kopf schon fast in England, wohin ich bald fliegen werde, um mein Buch, das auf Englisch erscheint, vorzustellen.

Und das ist schön, dieses Hinaustragen von Text in die Welt, aber eigentlich würde ich im Moment fast lieber hierbleiben, in meinem Kabäuschen, das sich neben dem Bürogebäude befindet, von dem du schreibst; das, in dem du das bestimmte Zimmer suchst.

Mein Kabäuschen: ganz aus Holz; durch die Holzritzen kommt gerade genug Licht. Es riecht gut, nach Sandelholz und Tannenzapfen. Hier drin ist es warm, der Boden ist mit weichen Decken ausgelegt. Es gibt nicht viele Wörter, und auch mein Schreiben ist weit weg; ich denke an einen Papierstapel, der nun auf diversen Schreibtischen anderer Menschen liegt, der bewertet wird – ein neues Romanmanuskript. Und – so fühlt es sich an – ich habe es nicht mehr in der Hand.

In meinem Kabäuschen habe ich manchmal Besuch, von den Liebsten; von meinen Kindern. Die Finger der Kinder sind immer verklebt, von Honig, von feuchter Erde, von Leben. Wie sehr ich ihnen das gönne! Aber Kinder haben meint auch: Ich muss das Kabäuschen verlassen, ihnen Seife reichen und Lappen, sie in die Singstunde bringen oder in die Waldspielgruppe, mit ihnen Regenkleider einkaufen und Pingpong spielen.

Du schreibst über den Wert der Carearbeit, den Wert des Schreibens. Ich sehe da Parallelen: Die Carearbeit wird als etwas Selbstverständliches wahrgenommen (oder als solches instrumentalisiert), und auch das Schreiben wird oft nicht als Arbeit gesehen. Für mich hat beides – Carearbeit und Schreibarbeit – einen unsagbaren Wert. Beides bedarf so viel Konzentration, die ich nicht immer habe, beides macht auch mich unruhig – zu viel schreiben und zu wenig mit den Kindern, oder zu wenig schreiben und immer mit den Kindern. Und dann noch die Geldjobs. Ich sehe mein Leben vor mir wie eine Fruchtschale aus Glas. Sie ist üppig beladen, und ich möchte auf keine der Früchte, die sich darin befinden, verzichten. Aber eine ausbalancierte Ordnung gibt es nie – mal kippt die Schale auf die eine Seite, weil die Melone, die ich dort hinlege, zu gross ist, mal auf die andere Seite, weil die Melone nun halbiert und vertilgt wurde, dafür die frischen Äpfel ganz schön Gewicht haben. Weisst du, was ich meine? Ich suche immer die Balance, aber ich möchte sie gar nicht.

Diese Art von Leben ist manchmal gar nicht so einfach zu vereinbaren mit der kontinuierlichen Verantwortung, die die Kinder bedeuten. Ich habe mir das so eingerichtet: Ich habe mein städtisches Atelier, und dort habe ich auch eine grosse Liebe; und ich habe die Familie auf dem Land, und auch dort ist viel Liebe. Ich kann ein bisschen Nomadin sein, das brauche ich sehr, das braucht auch mein Schreiben.

Mich würde interessieren: Wie macht ihr das – das Organisieren und Planen; das Betrachten von alten Häusern und das Bauen von neuen?

Ich freue mich, von dir zu lesen!
Alles Liebe, Laura

Liebe Laura

Dein Brief riecht so gut, nach dem beschriebenen Holz in deinem Atelier, aber auch nach anderem noch, nach altem Brot und nach Zuversicht und nach Wolldecke und nach Atmen in den Bergen. Und fühlt sich gut an. Wie ein Schaf. Die Wolle weich, aber auch Äste darin, getrockneter Schafsmist und Widerstand.

Ich sitze hier in Olevano Romano und schaue in das viele Grün vor dem Fenster, und mein Herz ist so schnell heute; seit ich aufgestanden bin, rennt es, als wollte es davonrennen von mir, was ich verstehen kann, also auch ich selbst würde am liebsten aus meiner Haut, davon, in eine andere, in ein Schaf vielleicht und stehen auf einer Weide, hoch oben, im alten, weichen, dunklen Sommer, im Grün und kauen und kauen, und der Wind versucht ins Fell zu kommen. Aber das Fell ist zu dicht. Es würde still sein, im Schaf und auch um das Schaf herum.

Und dann kommt dein Brief, und ich lese in ihm, und er beruhigt mich und macht mich auch traurig, aber ich weiss nicht warum. Wie schön du dieses Balancieren beschreibst. Nicht die Fruchtschale, als Bild, auch die ist schön, aber in meinem Gefühl fast schon zu stabil. Aber dieses Zugewandte, das du hast, wie du beschreibst, in einer Ruhe, dass alles, das Konstrukt, das dein Leben ist, nie ruhig steht. Und

dass das gut ist, dass alles in Bewegung bleibt, kein Stillstand, nein. Aber du balancierst es aus, mit deinen Worten. Ein Zustand in Bewegung. Was mich manchmal aber fast wahnsinnig macht, gerade heute: dass ich wirklich kurz gedacht habe, vielleicht müsste ich mal was anderes machen, vielleicht ist mir diese Unruhe und dieses Aussen und dieses Bewertetwerden und Erklärenkönnen, warum man tut, was man tut, dieses Innen, diese Intensität der Arbeit und der Liebe und der Fürsorge und dieses Nie-ganz-genug-Sein, nie genug Mutter, nie genug Künstlerin, nie genug geschäftstüchtig auch, um davon gut leben zu können, nie genug eloquent in Gesprächen über das, was man tut, doch zu viel, weil es dadurch, dass alles immer in Bewegung ist und alles immer ausgeglichen werden muss und ausbalanciert, auch jeden Moment in sich zusammenbrechen kann. Heute ist so ein Tag, an dem ich denke, es könnte jeden Moment einbrechen, alles, was wir uns gebaut haben, alles, was eingerissen und wieder aufgebaut wurde. Ich bin heute sehr dramatisch und das Verrückte und damit auch Beruhigende ist, ich weiss, morgen schon traue ich es mir wieder zu, alles, vielleicht heute schon, vielleicht sogar jetzt.

Jetzt habe ich deine Frage nicht beantwortet – wie wir das machen, hattest du gefragt. Alle balancieren alles. Ein Gebilde an verschieden grossen Menschen, in verschiedenen Körpern, mit verschiedenen Bedürfnissen halten verschiedene Sachen, balancieren das Leben. Das ist kompliziert, aber ich denke, es ist, wenn man gleichberechtigt leben will (und kann), nicht anders möglich. Alle sagen alles. Alle reden über alles. Alle bestimmen alles. Alle denken an alles oder eben denken alle dann an alles nicht, weil alle denken, die anderen denken ja daran. So.

Ich grüsse dich ganz herzlich,
Julia

Liebe Julia

Bist du noch immer oben, auf der Schafweide? Trotzt du noch immer dem Wind? Oder bist du wieder geordneter, ruhiger; zurück in deiner Haut?

Ich habe deine Zeilen sehr gerne gelesen, auch das, was du über die Schale aus Glas schreibst, die ich beschrieben hab. Dass sie vielleicht zu stabil ist für das Bild. Mag sein. Und doch passt das Bild für mich irgendwie: Die Schüssel, das bin ich, und

auch wenn ich nicht ausbalanciert bin, auch wenn ich meine Grenzen nicht immer klar ausmachen kann (denn das Glas ist durchsichtig und fein), so bin ich als Person doch fest – ähnlich wie Glas.

Ich kann deine Frage danach, ob du es nicht anders machen solltest mit dem Leben, und ob es dann einfacher würde, sehr gut verstehen. Ich habe mich das auch schon gefragt, und meine Antwort lautet: Nein, es würde nicht einfacher für mich. Das Geldverdienen wahrscheinlich schon. Und auch, dass ich weniger ausgesetzt wäre als mit dem Schreiben. Aber auch in einem anderen Lebensentwurf würde ich an genau dieselben Punkte kommen, auch dann hätte ich immer wieder das Gefühl, nicht zu genügen, nicht gut genug zu sein zum Beispiel. Mir persönlich gibt der Gedanke Halt, dass die drückenden Punkte stets dieselben blieben – das lässt mich nach vorne streben. Es gilt zu sehen, was ist, was es braucht: mich, die Situation, die Familie. Mich als Schreibende, mich als Laura, mich als Mutter.

Heute bin ich durch London flaniert, ich sah schwarze Pferde aus Metall und schwarze Reiter darauf, einstige Kriegsführer, und ich fragte mich, wie das eigentlich sein kann, dass solche Figuren heute noch auf diese Weise Platz bekommen. Daneben sah ich ein echtes Pferd, auch das schwarz, und eine Reiterin darauf, der glänzende Helm reichte bis über die Stirn. Die Reiterin wirkte nervös, und auch das Pferd, das immer wieder mit den Hufen scharrte. Es sollte doch stillstehen! Ich ging weiter, an Demonstrierenden vorbei, zur Themse; dort arbeiteten Bauarbeiter in einem Höllenlärm, während Angestellte Bootstouren anpriesen und eine Touristin ein Waffeleis verschlang. Und ich ging der Themse entlang und war keine Mutter, und bin es doch. Ich war keine Schriftstellerin, und bin es doch. Ich fühlte ganz genau, was für ein kleiner Teil ich in dieser Stadt bin, auf dieser Erde. Niemand hat mich wahrgenommen – aber ich bin. Und ich habe mein kleines bisschen zu geben: ein paar Texte, nichts Weltbewegendes, aber doch nötig, für mich. Und vielleicht geben sie auch anderen etwas – so, wie du es im ersten Brief geschrieben hast: ein wenig mehr Zartheit? Neue Fragen? Ein Einfühlen in eine Situation, die man selbst so nicht kennt? Einen leicht veränderten Blick auf die Welt? Ich habe nicht nur die Texte zu geben, sondern auch Liebe, für meine Kinder, für das Netz um mich herum. Dieses Netz muss immer wieder gestärkt werden. Und ja, es muss über alles geredet werden. Immer wieder reden, so viel reden! Manchmal daran verzweifeln. An der Angst, nicht verstanden zu werden. Nicht gesehen zu werden. Nicht die Anerkennung zu bekommen, die ich mir wünschte. Aber dann wieder zurückdenken, wissen, dass ich ein kleiner Teil eines grossen Ganzen bin. Ich muss nicht immer alles. Ich werde nie alles können. Aber ich will viel, das schon!

Du hast in deinem Brief die Intensität erwähnt. Das ist ein grosser Antrieb für mich. Für dich auch?

Alles Liebe nach Italien,
Laura

Liebe Laura

Oh ja, ich finde auch, das Bild der Schale passt zu dir, also zu dem, was ich von dir gelesen habe in den Briefen, die wir uns schreiben. Durch dieses Schreiben begegnen wir uns, auf eine schöne, ungewöhnliche Art und Weise. Wie du das beschreibst, wie du durch London, den Lärm gehst und wie du du bist, immer bist, klein in der Welt vielleicht, aber eben klar, in einem Körper zu Hause. Das hat mich berührt. Und dann schreibst du von diesem Gefühl, nicht zu genügen, nicht gut genug zu sein. Und dass dieses Gefühl bleiben würde, auch wenn du etwas anderes machen würdest. Das stimmt, da hast du wohl recht. Vielleicht geht es nicht um das, was wir tun, vielmehr geht es vielleicht darum, wie wir uns sehen. Wie wir uns betrachten. Die Schalen, die wir sind. Und ich habe in den letzten Wochen, in denen ich hier, in diesem weissen Haus auf einem von Olivenbäumen umgebenen Hügel in Lazio, mit meinen Töchtern gelebt habe, in denen ich ihnen so nahe war, so viel Zeit mit ihnen verbracht habe, mir wieder einmal geschworen, dass ich meine ganze Kraft in sie hineinlegen will, dass ich ihnen so sehr das Gefühl geben will, dass sie genau so gut sind, wie sie sind. Es hat mir so lange so viel Kraft geraubt und tut es noch immer, das Gefühl, immer noch ein bisschen mehr geben zu müssen, damit es reicht, und wie sehr dieses Gefühl mit meiner Weiblichkeit zusammenhängt, das habe ich erst in den letzten Jahren realisiert. Und ich will nicht, dass meine Töchter so viel unnötige Energie aufbringen müssen, weil wir noch immer in einer Gesellschaft leben, die den weiblich gelesenen Personen das Gefühl gibt, weniger wert zu sein.

Und ja, die Intensität, die wächst aus einem Leben mit Kindern und der Arbeit als Künstlerin, aus Windelnwechseln und Wortefinden, aus entgegengesetzten Tätigkeiten, diese Intensität liebe ich auch. Wenn die Energie reicht. Dann ist sie mein Lebensantrieb überhaupt. Nicht stillstehen.

Gerade bin ich wieder zurück in meiner Haut. Und es ist hier auch so still. In Olevano. Nur die Eidechsen und die grosse, schwarze Hummel, die eigentlich zu schwer zum Fliegen ist und dennoch fliegt. Die Hunde, die bellen. Die Motoren, die heulen. Und das Grün. Und ich. Hier. So, wie du es geschrieben hast. Ich bin auch hier. In meinem Körper. Klein vielleicht, für die Welt nicht von Belang, aber das bin ich. Und ich danke dir.

Herzlich,
Julia

Liebe Julia

Wie wir uns sehen, wie wir uns betrachten – dass es darum gehe, schreibst du. Ja, ich glaube, ganz genau darum geht es. Dass wir gelernt haben, nicht zu genügen, immer noch ein bisschen mehr sein zu müssen als Mensch, aber vor allem als Mädchen und als Frau. Aber dieses «mehr» dehnt sich immerzu, wenn wir auf uns von aussen schauen: Was wir auch tun, es wird nie «genug». Dabei bräuchte es viel öfter einen anderen, liebevolleren Blick von innen auf uns selbst.

Was du über deine Töchter schreibst, und über das, was du ihnen geben willst, kann ich gut verstehen. Das ist sehr wichtig, und ich bin mir sicher, du gibst ihnen genug. Du bist genug, du musst nicht mehr. Auch sie werden ihre Ecken und Kanten haben, die es zu betrachten gilt, da kommen wir als Mütter (und Väter) nicht drumrum: Wir müssen die Kinder in die Welt hinauslassen, sie ihre Erfahrungen machen lassen, ihnen ihren eigenen Schmerz zutrauen. Wo Schmerz ist, geschieht ja auch Wachstum. Das fühle ich immer wieder: Wenn ich aus dem Schmerz heraus nicht verhärte, sondern ihn zulasse, dann kommt oft etwas Fliessendes heraus, und oft kommt daraus das Schreiben. Schmerz ist also auch Antrieb, er kann weich machen, Verständnis bringen, Wärme. Ich brauche ihn, den Schmerz, und was ich auch brauche: den Zusammenhalt. Ich brauche es, dass Menschen einander zuhören. Ich brauche die Liebsten um mich herum, und auch Schwesternschaft.

Heute sitze ich in Canterbury in der Wohnung meiner englischen Verlegerin. Der Teppich ist weiss und weich, und wenn ich durchs Fenster schaue, blicke ich auf eine orange Backsteinwand auf der anderen Seite der Strasse. Regentropfen prasseln gegen die Fensterscheiben, der Himmel ist dunkelgrau. Im Moment ist dieses Wohnzimmer hier mein Raum für mich allein. Ich suche immer nach diesem Raum für mich allein und immer auch nach anderen Menschen. Das eine schliesst das andere nicht aus; und das Gute ist: Beides ist an so vielen Orten zu finden. Der Raum für mich allein liegt auch zwischen den Zeilen, die ich für dich schreibe.

Bis bald!
Alles Liebe,
Laura

○ Julia Weber, *1983 ist Schriftstellerin. Ihr erster Roman *Immer ist alles schön* erschien 2017 und das zweite Buch, *Die Vermengung*, 2022 beim Limmatverlag. Sie lebt und arbeitet in Zürich.
limmatverlag.ch

○ Laura Vogt, *1989, lebt als Schriftstellerin in der Ostschweiz. In ihrem zweiten Roman *Was uns betrifft* (Zytglogge Verlag, 2020) setzt sie sich unter anderem mit Mutter- und Elternschaft auseinander. Derzeit arbeitet sie an ihrem dritten Roman.
lauravogt.ch